

Ausgewählte Gruppenverfahren und ihre theoretische und praktische Verortung in der Sozialen Arbeit¹

1. Einführung

Die Verbindung zwischen den verschiedenen, hier noch nicht näher spezifizierten Gruppenverfahren und der Sozialen Arbeit ist immer eng gewesen. Schlägt man ein Lehrbuch zur Einführung in die Soziale Arbeit auf, so wird einem früher oder später die klassische Triade von sozialer Einzelfallhilfe, Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit entgegentreten. Auch in den entsprechenden Wörterbüchern wird immer ein Stichwortartikel „Gruppenverfahren“ zu finden sein. Gruppe als sozialer Ort ist zudem immer Medium der Sozialen Arbeit gewesen, lange bevor Verfahren für die Arbeit an diesem Ort formuliert wurden. Dies ist auch nicht verwunderlich, ist Gruppe doch eine fundamentale Gestalt des sozialen Lebens selbst, sei es als Familie, als Peergruppe der Gleichaltrigen, in Form der vielen Gruppen des beruflichen Alltags oder der Freizeit. Es stellt allerdings einen bedeutenden Schritt dar von der Nutzung der Gruppe als sozialem Ort zu einem spezifischen Umgang mit diesem sozialen Ort, eben zur *Gruppenarbeit* bzw. zu *Gruppenverfahren*.

In der Sozialen Arbeit ist dieser Schritt eng verbunden mit ihrem Professionalisierungsprozess, der aufgrund der besonderen historischen Bedingungen in Deutschland der Entwicklung vor allem in den angelsächsischen und skandinavischen Ländern hinterherhinkte. Während z.B. in den USA schon in den 1930er und 1940er Jahren ein solcher Professionalisierungsprozess zu beobachten ist, so setzt dieser im deutschsprachigen Bereich erst mit der Gründung der Bundesrepublik ein und bekommt einen entscheidenden Schub ab Ende der 1960er Jahre.

Ein Blick auf die Entwicklung der Gruppenverfahren, die ja nichts anderes darstellen als eine Professionalisierung der Arbeit mit Gruppen, zeigt, dass diese zeitgleich hierzu und ebenfalls in den angelsächsischen Ländern stattfindet. Eine besondere Note bekommt dies noch weiter dadurch, dass hierbei deutsche und österreichische Emigranten, die Mehrheit davon jüdischen Glaubens, eine besondere Rolle spielten. Genannt seien hier Kurt Lewin, einer der Gründungsväter der Gruppendynamik, Jacob Moreno, Begründer des Psychodramas, Ruth Cohn, Begründerin der themenzentrierten Interaktion (TZI), alle drei in den USA; oder z.B. Sigmund Heinrich Fuchs in England, besser bekannt unter seinem angelifzierten Namen Foulkes, der als einer der wichtigsten Begründer der Gruppenanalyse gilt. Verkürzt gesagt entstehen gerade die Gruppenverfahren aus der Begegnung zwischen jüdisch-deutscher Denk- und Wissenschaftstradition und angelsächsischem Pragmatismus.

Beide Entwicklungen, die Professionalisierung der Sozialen Arbeit und die der Gruppenverfahren, sind also parallel angelegt, durchdringen sich von Anfang an, und sind auf die gleichen gesellschaftlichen Kontextbedingungen und ihren Wandel zurückzuführen, was hier aber nicht mein Thema sein soll. Und diese Gründerfiguren waren mit der sozialen Arbeit entweder unmittelbar verknüpft oder fühlten sich ihrem Anliegen und Ethos verbunden. Sie waren aber zugleich alle auch dem akademischen Milieu verbunden und dort ihren jeweiligen Leitwissenschaften verpflichtet, der Psychologie, der Psychoanalyse, der Medizin, der Sozialpsychologie oder der Soziologie, und dies auch dann, wenn sie als Praktiker im akademischen Milieu häufig eher randständig waren.

Das Anliegen dieser Pioniere der Gruppenverfahren war es, zur Lösung bestimmter sozialer Probleme oder sozialer Fragen Verfahrensweisen zu entwickeln. Bei den meisten von ihnen fand diese Entwicklung in stetem Wechsel zwischen der akademischen Welt der Theorie und der konkreten sozialen Praxis statt. Die dabei entstehenden Verfahrensweisen waren in der Regel feldunabhängig entworfen, auch wenn sie natürlich in bestimmten Feldern entwickelt und erprobt worden waren. Die Anliegen der Gründerfiguren waren häufig ganzheitlich orientiert und zielten auf eine Art Kunst der Lebensführung. Bei den Vertretern der „humanistischen Psychologie“ als drittem Weg zwischen Psy-

¹ Vortrag an der Fachhochschule Niederrhein, Mönchengladbach 15.11.2000.

choanalyse und Verhaltenstherapie signalisiert dies schon das Etikett, unter dem sie bekannt wurden. Gruppe war Ihnen immer zugleich eine Art sozialmoralisches Anliegen und nicht nur Verfahren. Zugleich versuchten viele von ihnen, ihre Verfahren auch wissenschaftlich zu fundieren und zu legitimieren. Als ausformulierte Verfahren stellen sie daher auch eine besondere Brückenfunktion her zwischen den jeweiligen Leitwissenschaften und einer praktischen Vorgehensweise. Gerade die Gründerfiguren wussten jedoch, dass es der lebendigen Beziehung bedurfte, um die Arbeit in Gruppen nicht zu einem technokratischen Vorgehen zu verkürzen.

Ausgehend von diesen knappen Vorbemerkungen möchte ich im weiteren die besondere Rolle von Gruppenverfahren für die soziale Arbeit auf drei Ebenen beschreiben: In ihrer Brückenfunktion zwischen der sozialen Praxis und ihren relevanten Hintergrundwissenschaften, als ein Ort zur Persönlichkeitsentwicklung und Ausformung individueller und beruflich-professioneller Identität, in der Bereitstellung einer spezifischen Diagnose- und Handlungskompetenz zur Lösung bzw. zur Bearbeitung sozialer Probleme. Diese drei Ebenen sind relevant sowohl für die Arbeit mit dem jeweiligen Klientel, wie auch schon vorher für die Ausbildung von SozialarbeiterInnen, für die Schaffung eines spezifischen Handlungswissens und einer professionellen Identität. Und auch nach der Ausbildung, im späteren beruflichen Werdegang, sind Weiterbildung und die Bereitschaft und Fähigkeit zur Reflexion des eigenen beruflichen Handelns, z.B. in der Supervision, ein integraler Bestandteil eines professionellen Berufsbildes innerhalb der Sozialen Arbeit. Der größere Teil davon findet in Gruppen statt.

2. Verfahren, Format, Feld

Für meine weitere Argumentation erscheint es mir hilfreich und notwendig, an dieser Stelle eine begriffliche Unterscheidung einzuführen zwischen *Verfahren, Format und Feld*. Ungewohnt und auf den ersten Blick etwas sperrig ist in dieser Triade der Begriff Format. Eingeführt wurde der Begriff vor kurzem von Ferdinand Buer, einem Erziehungswissenschaftler und Psychodramatiker, in seinem Lehrbuch der Supervision (1999). Buer bezeichnet mit Format „einen institutionalisierten Rahmen fachlicher Beziehungsarbeit wie Psychotherapie, Unterricht, Training, Beratung, Coaching“ (22). Jeder dieser Rahmen impliziert eine bestimmte Rollen- und Beziehungsgestaltung. Für die Soziale Arbeit ist dieses Bild nun zu erweitern. Diese institutionalisierten Rahmen fachlicher Beziehungsarbeit sind selber wieder gerahmt, z.B. durch eine Organisation oder Gesetzgebung. So macht es einen Unterschied, ob Psychotherapie in einer Klinik, einer Wohngemeinschaft für drogenabhängige Jugendliche oder ambulant erfolgt, von der Krankenkasse oder vom Klienten bezahlt wird. Es macht einen Unterschied, ob Unterricht an der Schule, an der Universität, bei einem Privatlehrer, oder im Gefängnis erfolgt.

Von diesen Rahmungen unterscheidet Buer nun Verfahren als „einen in sich konsistenten Handlungsansatz zur Steuerung fachlicher Beziehungsarbeit“. Er zählt dann eine Reihe solcher Handlungsansätze auf: „Themenzentrierte Interaktion, personenzentrierte Gesprächsführung, Psychoanalyse, Gruppendynamik, Verhaltensmodifikation, Systemisches Arbeiten, Transaktionsanalyse, Montessoripädagogik, Waldorf-Pädagogik, Gestaltarbeit oder Psychodrama“ (23).

Ich werde mich im Folgenden vor allem auf Gruppendynamik und Psychodrama, Sozialtherapie und Familientherapie, sowie Supervision, beziehen, die alle für die soziale Arbeit besondere Relevanz haben. Die Unterscheidung von Verfahren und Format macht nun deutlich, dass es sich nur bei Gruppendynamik und Psychodrama um ein Verfahren im engeren Sinne handelt. Sozialtherapie, Familientherapie und Supervision sind demgegenüber Formate, d.h. sie bezeichnen einen bestimmten institutionellen Rahmen, in dem nach einem ausgesuchten Verfahren Beziehungsarbeit stattfindet. In der Sozialtherapie ist dies z.B. vor allem die Gruppendynamik in Verbindung mit tiefenpsychologischen oder verhaltenstherapeutischen Verfahren. In der Familientherapie sind dies heute vor allem die systemische Therapie, aber auch tiefenpsychologische und analytische Verfahren. Für die Supervision sind dies u.a. die Gruppendynamik, das systemische Arbeiten und die Psychoanalyse. Der Begriff „Format“ lenkt also die Aufmerksamkeit darauf, dass Gruppenverfahren in der Sozialen Arbeit immer in einem konkreten institutionellen Kontext und einer davon beeinflussten Beziehungsform stattfinden und nicht unabhängig davon betrachtet werden können.

Es gibt allerdings durchaus auch Übergänge zwischen Format und Verfahren. So kann sich ein Verfahren in einem bestimmten Format so weit verändern, dass die Handelnden versuchen, es zu einem eigenständigen Verfahren zu entwickeln. Dies ist z.B. der Fall gewesen bei der Sozialtherapie, also der Arbeit im Gefängnis, in der Psychiatrie, in der Drogenhilfe. Ihre Verselbstständigung als Verfahren scheiterte aber daran, dass sie sich per Definition nicht von ihrem institutionellen Kontext lösen konnten. Das gleiche gilt für die Familientherapie, die z.B. im Psychotherapeutengesetz keine Anerkennung gefunden hat als eigenständiges Verfahren und in der Praxis weitgehend auf den institutionellen Kontext von Beratungsstellen und Kliniken beschränkt geblieben ist.

Verfahren können bzw. müssen also in verschiedene institutionelle Kontexte übersetzt werden. Dies zu betonen halte ich im Rahmen der Sozialen Arbeit für besonders wichtig, weil sie immer in bestimmten institutionellen Kontexten stattfindet. Gerade den Gruppenverfahren ist in den Aufbruchs- und Experimentierzeiten der 60er und 70er Jahren von Seiten der Sozialen Arbeit häufig der berechtigte Vorwurf gemacht worden, diesen institutionellen Kontext nicht zu berücksichtigen und damit einer einseitigen Psychologisierung von sozialen Problemlagen Vorschub zu leisten. Gegenüber Einzelverfahren sind es aber auch gerade die Gruppenverfahren, die gute Voraussetzungen mitbringen, diese Psychologisierung zu durchbrechen, kann doch gerade in der Gruppe der fundamental soziale Charakter allen Handeins sichtbar werden. Zudem durchbrechen Gruppenverfahren die soziale Isolierung, die selber häufig Ursache oder Begleiterscheinung sozialer Benachteiligung ist und bieten dadurch den Betroffenen die Möglichkeit, aus der selbst- oder fremdinduzierten Passivität hinauszutreten. Unter dem Stichwort „Hilfe zur Selbsthilfe“ ist der soziale Ort Gruppe unverzichtbar und sind Gruppenverfahren die erste Wahl.

Die Unterscheidung zwischen Format und Verfahren ist im Weiteren noch zu ergänzen durch den Begriff des *Feldes*, der für die Soziale Arbeit von besonderer Bedeutung ist. So braucht es z.B. für die Jugendarbeit oder die Arbeit mit alten Menschen, zwei klassischen Feldern Sozialer Arbeit, in denen häufig in Gruppen gearbeitet wird, entwicklungspsychologisches und gerontologisches Wissen, sowie konkrete teilhabende und teilnehmende Erfahrungen in diesen jeweiligen konkreten Lebenswelten und Wissen über die jeweiligen institutionellen Kontexte.

So wäre jede konkrete Gruppenarbeit situiert in einem Dreieck:

- als Anwendung eines bestimmten Verfahrens,
- in einem bestimmten Format, d.h. in einem bestimmten institutionellen Kontext und Setting,
- in einem bestimmten Feld.

3. Zur Brückenfunktion der Gruppenverfahren am Beispiel der Gruppendynamik und der Familientherapie

Gruppendynamik als Praxismethode ist entstanden aus sozialpsychologischer Forschung, anfangs gewissermaßen als zufälliges Abfallprodukt. Eine schöne Geschichte aus den Gründungszeiten der Gruppendynamik erzählt, wie in einem Forschungskontext eines der Grundprinzipien der Trainingsgruppe entdeckt wurde. In einem von Kurt Lewin und seinen Schülern durchgeführten Laboratorium zur Beforschung von Gruppenprozessen traf sich regelmäßig abends die Forschergruppe zum Auswertungsgespräch über den Tag. Gegenstand dieser Gespräche waren verschiedene Arbeitsgruppen, die den Tag über gearbeitet hatten und bei dieser Arbeit beobachtet worden waren. Dieses Treffen sprach sich bei den TeilnehmerInnen des Laboratoriums allmählich herum und einige baten darum, als Zuhörer teilnehmen zu dürfen. Schon nach kurzer Zeit entwickelte sich dieser Ort zu einem Zentrum der ganzen Veranstaltung, immer mehr TeilnehmerInnen kamen und zudem blieben sie nicht stille Zuhörer, sondern mischten sich mit ihren Wahrnehmungen und Erklärungen bezüglich der Ereignisse des Tages in das Gespräch ein. Das Prinzip der sich selbst erforschenden Gruppe war entstanden und schnell wurde allen Beteiligten klar, dass sich die Lernchancen und -möglichkeiten in einem solchen reflexiven Setting für alle Beteiligte, Forscher wie Beforschte, enorm steigern ließen. Grundlage für dieses Lernen war es, dass die in der Forschung sonst übliche und strikt durchgehaltene Trennung von Subjekten und Objekten der Forschung aufgelöst worden war.

Die frühe Gruppendynamik, sowohl in den USA als auch später in ihren Anfängen in Deutschland, hat beide dieser Funktionen als wesentlich angesehen, Training und Forschung. Die aus dieser Tradition hervorgegangene Aktionsforschung hat vor allem im pädagogischen, sozialpädagogischen und sozialpsychologischen Bereich in der Bundesrepublik der 1970er Jahre viele Projekte initiiert, eine umfangreiche Forschungs- und Praxisliteratur aus dieser Zeit zeugt davon. Zwar brach diese Verbindung zwischen Forschung und Praxis etwa Ende der 1970er Jahre ab. Die überspannten Hoffnungen und Erwartungen an Gruppe waren nicht einlösbar gewesen. Ebenso erwies sich die Vorstellung, man könne die Differenz zwischen Praxis, Forschung und Theorie einfach aufheben, als illusionär und letztendlich unproduktiv für beide Seiten. Praxis lässt sich nicht in Wissenschaft auflösen, und Wissenschaft braucht die Befreiung vom Handlungsdruck, der charakteristisch für Praxis ist. Gerade in der Sozialen Arbeit ist im Zuge ihrer Professionalisierung etwa im gleichen Zeitraum deutlich geworden, dass eine vollständige Verwissenschaftlichung gar nicht wünschenswert sein kann, vielmehr die produktive Spannung zwischen Theorie und Praxis und die dadurch hervorgebrachten Widersprüche und Paradoxien auszuhalten sind. Nach dem Boom der 1960er und 1970er Jahre brach dann der Kontakt zwischen Wissenschaft und Praxis im Bereich Gruppe, Gruppenforschung, Gruppenverfahren fast vollständig ab. Erst in den letzten Jahren kündigt sich eine allmähliche Wiederannäherung an, jetzt u.a. im Zusammenhang mit den Methoden qualitativer Sozialforschung. Im Studiengang Supervision an der Gesamthochschule Kassel haben diese z.B. einen festen Platz in der Ausbildung der zukünftigen SupervisorInnen. Angewandt auf die Felder der Sozialen Arbeit dienen sie der Sensibilisierung für die untergründigen Strukturen sozialer Interaktionen und die Besonderheiten unterschiedlicher und fremder Lebenswelten.

Unbenommen dieser Abkoppelung von Forschung und Praxis hat die angewandte Gruppendynamik aber diesen Anfangsimpuls beibehalten. Die sich selbst untersuchende Gruppe ist nach wie vor ihr zentraler Arbeitsinhalt und zugleich das zentrale Arbeitsmedium. Gruppendynamik lässt soziale Zusammenhänge sichtbar werden, und zwar nicht am Schreibtisch oder in der Vorlesung oder im Seminar, wo man die Theorien und Daten wohlgeordnet vor sich ausbreiten kann, sondern im realen Getümmel einer Gruppe, wo einem die Theorien und Daten um die Ohren fliegen. Die Begrifflichkeiten der Sozialpsychologie, mit denen sich in einem Studiengang zur Sozialen Arbeit jeder einmal auseinandergesetzt haben sollte, werden hier auf einmal verlebendigt. Und was vorher abstraktes Wissen war, wird im gruppenspezifischen Training zur lebendigen Erfahrung. Strukturen und Prozesse, der Einfluss von Normen, die Begriffe Rolle, Status, Hierarchie, das Wechselspiel von Konformität und Widerstand, von Führung und Autorität, von Mehrheit und Minderheit, all dies verliert seinen Charakter als abstrakte Größen und wird erlebbar. Soziale Mikrostrukturen werden auf einmal sichtbar und es eröffnet sich ein Raum, in dem das, von dem die Lehrbücher reden, auf einmal wahrgenommen werden kann.

Die fundamentalen Wahrnehmungsprozesse unseres Alltages werden dadurch selber wieder wahrnehmbar. Ich kann erleben, wie ich mich erlebe. Ich kann wahrnehmen, wie ich mich und andere wahrnehme. Die Perspektivität jeder Wahrnehmung wird nachvollziehbar, ebenso wie der Zusammenhang zwischen Wahrnehmungen, damit gekoppelten Gefühlen und Erklärungen, und meinen jeweiligen Handlungsimpulsen. Und ebenso sichtbar wird, wie ich mit meinem Erleben und meinen Erfahrungen eingebettet bin in einen konkreten Kontext, in diesem Fall einer Gruppe, von dem ich selber ein Teil bin und ihn insofern mitbestimme, aber in dem ich immer von der Vernetzung mit anderen abhängig bin bis in meine innersten Regungen hinein. Angewandte Gruppendynamik eröffnet also einen erfahrungsorientierten Zugang zum Verständnis basaler sozialer Prozesse, Wahrnehmungen, Interaktionen, Kognitionen, Gefühlen usw. Dies geschieht zugleich nicht abstrakt anhand eines Textes, sondern konkret mit einem Gegenüber. D.h. Erfahrungen in der Gruppendynamik schlagen nicht nur eine Brücke zu den Kategorien, Begriffen und Theorien der Sozialpsychologie, Psychologie und anderer relevanter Wissenschaften und erleichtern und ermöglichen damit einen Zugang zu diesem Wissen. Sondern sie konfrontieren auch mit der fundamentalen Kluft zwischen den Verallgemeinerungen der Wissenschaft und ihrer Praxis der Typenbildung einerseits, und der Besonderheit der individuellen Erfahrung, der Einmaligkeit jeder Situation und jeder Person. Wir sind immer zugleich einmalige Person mit ihrer besonderen Geschichte und Vertreter eines sozialen Typus, der jede Eigenschaft und

Erfahrungen mit anderen teilt. Neben dem lebendigen Erwerb von erfahrungsgesättigtem Wissen konfrontiert die Gruppendynamische Erfahrung daher auch mit den grundlegenden Paradoxien, die einem in der Sozialen Arbeit entgegentreten, wie dies z.B. Fritz Schütze (1992) beschrieben hat. Eine dieser Paradoxien professionellen Handelns besteht in genau jenem gerade geschilderten Gegensatz zwischen den abstrahierenden Kategorien wissenschaftlichen Denkens und den jeweiligen Besonderheiten jedes einzelnen Falles.

Als zweites Beispiel für die Brückenfunktion zwischen Wissenschaft und Praxis möchte ich die Familientherapie anführen. Vielleicht noch mehr als die Gruppendynamik ist sie aus dem Zusammenspiel von Forschung und therapeutischer und sozialpädagogischer Praxis hervorgegangen. Ebenso wie die Gruppendynamik wurde sie maßgeblich im amerikanischen Raum entwickelt in häufig enger Kooperation mit der Sozialen Arbeit. Ihren Erfolg in der Bundesrepublik hängt mit zwei verschiedenen Entwicklungen zusammen. Zum einen war die Familientherapie der Ort, bzw. das Format, in dem entscheidende Neuentwicklungen in der Psychotherapie entstanden, aus denen schließlich als neues Verfahren die systemische Therapie hervorging, die als Verfahren inzwischen viele andere Formate durchdrungen hat, neben der Therapie vor allem Supervision, Beratung und Organisationsentwicklung. Zum anderen wurde und wird die Familientherapie in der Praxis vor allem in städtischen, kirchlichen und wohlfahrtsverbandlichen Beratungsstellen sowie in psychotherapeutischen und psychosomatischen Kliniken durchgeführt und dort wiederum in großem Umfang von nichtärztlichen und nichtpsychologischen Berufsgruppen, eben von SozialpädagogInnen, SozialarbeiterInnen, PädagogInnen, SozialwissenschaftlerInnen. Das Erlblühen der Familientherapie ist in der Praxis vor allem diesen sozialpädagogisch orientierten Arbeitsfeldern und Kontexten zu verdanken. Zudem ist in vielen Bereichen der Sozialen Arbeit und Sozialen Therapie, auch dort, wo nicht unmittelbar mit Familien gearbeitet wird, familientherapeutisches Wissen ein unverzichtbarer Bestandteil eines professionellen Berufsprofils.

Das besondere an der Familientherapie als Format ist es nun, dass sie es nicht nur mit individuellen Personen bzw. Gruppen von Personen zu tun hat, sondern sie sich mit einer zentralen gesellschaftlichen Institution beschäftigt, eben der Familie, in der das Verhältnis der Geschlechter und Generationen eine Formung erfährt. In Familie oder familienähnlichen Zusammenhängen wird eine Vielzahl von fundamentalen ökonomischen, sozialisatorischen und emotionalen Leistungen erbracht. Das Aufziehen von Kindern, die Versorgung von Kranken und Alten, die persönliche Fundierung in einer intimen Beziehung, die Regelung von Erbschaften, usw. Und all dies ist eingebettet in einen sozialrechtlichen Rahmen. Selbst noch die Rede vom Zerfall der Familie weist darauf hin, dass wir es hier mit einem zentralen Organisationsprinzip unserer Gesellschaft zu tun haben. Zugleich ist Familie in all ihren unterschiedlichen Erscheinungsformen eine kollektive Erfahrung, die wir alle miteinander teilen, und dies auch noch dann, wenn es im Alltag eine reale Familie gar nicht gegeben hat. Aufgrund dieser Besonderheit des Ortes Familie sowohl als gesellschaftliches Organisationsprinzip wie als basale Erfahrung erwächst der Familientherapie die Aufgabe und Möglichkeit, zwischen diesen beiden Polen eine Brücke zu schlagen. Familientherapie ist in diesem Sinne angewandte Familienpsychologie und -soziologie.

Die Brückenfunktion dieser beiden beispielhaft beschriebenen Gruppenverfahren tritt also in zwei Facetten auf: einmal als Verknüpfung von theoretischen Konzepten mit ihrem Gegenstand, z.B. durch Forschung oder in der Entwicklung von Praxiskonzepten, zum anderen in der Vermittlungsarbeit von theoretisch-empirischem Wissen für die Praxis der Sozialen Arbeit in der Ausbildung von zukünftigen SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen.

4. Gruppe als ein Ort der Persönlichkeitsentwicklung und der Ausformung individueller und beruflicher Identität.

Die Realität der Ausbildung von Sozialberufen, sowohl universitär wie außer- bzw. nachuniversitär, zeigt nun, dass Wissensvermittlung ein zwar unverzichtbarer, aber auch ein keineswegs ausreichender Bestandteil einer solchen Ausbildung ist. Die sozialen Berufe ließen sich dadurch kennzeichnen, dass sie „ich-näher“ sind als viele andere Berufsfelder, z.B. produzierende und technische Berufe, sachbezogene Dienstleistungen, öffentliche Verwaltungen usw. Zwar wird auch in diesen Berufsfeldern soziale

Kompetenz immer mehr zu einer wichtigen Ressource. Diese Kompetenzen dienen aber in diesen Berufsfeldern vornehmlich der Steuerung z.B. durch Führung oder Teamarbeit, haben aber mit dem eigentlichen Gegenstand bzw. Ziel des beruflichen Handelns nur sekundär etwas zu tun. Anders in der Sozialen Arbeit. Hier ist zusätzlich zu ihrer Wichtigkeit für die Steuerung die Soziale Kompetenz der Handelnden eine Kernkompetenz im beruflichen Vollzug selber. Darüber hinaus ist sie eine der wesentlichen „Produkte“, die an die Klienten weitergegeben werden. Soziale Arbeit *braucht* soziale Kompetenz *und vermittelt* soziale Kompetenz.

Hinzu tritt ein weiterer Unterschied. Die soziale Kompetenz der Sozialen Berufe erfasst im Unterschied zu anderen Berufen sehr viel mehr Teile der Person, und zwar auf der Seite der Klienten wie auf der Seite der Berufsausübenden. Ein Bankangestellter wird heute selbstverständlich ausgebildet in Gesprächsführung, eine Führungskraft im Umgang mit Mitarbeitern usw. Die dabei erworbene Kompetenz sollte zwar in irgendeiner Weise zur Person passen, sonst ist sie nur soziale Maske und verliert ihre Wirksamkeit. Zugleich bleibt sie aber weitgehend auf den beruflichen Vollzug beschränkt und bleibt eingebettet in die Regeln der Alltagskonvention. In der Sozialen Arbeit ist dies anders. Hier wird potentiell das ganze Spektrum von beruflichen, privaten und biographischen bzw. familiären Erfahrungen und Problemlagen zum Gegenstand der beruflichen Arbeit. Um dem persönlich gewachsen zu sein, braucht es eine eigene Bearbeitung dieser Themenbereiche, sonst werden verdeckte lebensgeschichtlichen Themen, die vielleicht schon bei der Wahl dieses Berufes eine gewisse Rolle gespielt haben, unbesehen ins berufliche Handeln übernommen und dort agiert.

Der Gruppe kommt hierbei als sozialem Lernort eine zentrale Bedeutung zu. Die Wahl des Verfahrens ist hierbei durchaus zweitrangig, solange es gewährt, dass die realen Erfahrungen der Teilnehmerinnen zur Sprache kommen können und nicht von der Methode überformt werden. Es kann nicht darum gehen, sich vorrangig ein Vokabular anzueignen, eine Art „Psychotalk“. Im Kern werden Fähigkeiten erworben, die auch in unserem ganz normalen Alltag eine Rolle spielen und insofern keineswegs auf die Soziale Arbeit beschränkt sind, aber eben für diese besonders wichtig sind. Es sind dies: Selbst- und Fremdwahrnehmung, Sensibilität für Personen, Situationen, Interaktionen und gruppale Phänomene, die Fähigkeit Situationen auszuhalten und nicht aus dem Feld zu gehen, die Fähigkeit seine Wahrnehmungen und Gefühle auszudrücken und manches mehr. Es liegt auf der Hand, dass eine rein kognitivorientierte Herangehensweise dies nicht leisten kann. Aber auch Einzelverfahren können, noch nicht einmal vorrangig aus ökonomischen Gründen, dies nicht in gleicher Weise leisten, auch wenn sie für die Soziale Arbeit unverzichtbar sind. Zudem werden auch Einzelverfahren durchweg in der Gruppe gelehrt und gelernt. Gruppe eröffnet einen ungleich komplexeren Erfahrungsraum aufgrund der Vielfalt der zur Verfügung stehenden Beziehungen und multilateralen Übertragungen (Heigl-Evers). Gruppe ermöglicht Lernen am Modell und Lernen am Beispiel der Anderen. Gruppe schafft von vorneherein einen Kosmos, der über das eigene Ich hinausreicht und ein Gegenüber einschließt. Selbsterfahrung in der Gruppe ist hierfür das geeignete Instrument und der geeignete Ort.

Im Rahmen einer Ausbildung oder einer späteren Weiterbildung, also innerhalb eines bestimmten Formates, ist eine solche Selbsterfahrung in der Gruppe aber nicht Selbstzweck, sondern ist immer *auch* bezogen auf späteres berufliches Handeln, selbst wenn es nicht darin aufgeht. Zu dieser personenbezogenen Selbsterfahrung tritt gleichberechtigt eine speziellere Form einer berufsbezogenen Selbsterfahrung, die Supervision. Auch bei der Supervision halte ich die Wahl des Verfahrens für zweitrangig. Wichtiger ist auch hier wieder, ob und inwieweit das Verfahren bereit und in der Lage ist, die soziale Realität der Teilnehmenden umfänglich abzubilden und nicht Teile davon aus methodischen oder theoretischen Gründen ausschließt, also sich z.B. darauf festlegt, *nur* auf Verhalten, *nur* auf Interaktion oder *nur* auf Übertragung und unbewusste Prozesse zu achten usw. In der beruflichen Realität der Supervision mischen sich ohnehin in der Regel unterschiedliche Verfahren in einem jeweils eigenen Methodenmix des oder der SupervisorIn. Zudem ist Supervision ungleich stärker als eine personenbezogene Selbsterfahrung auf die Besonderheiten des jeweiligen beruflichen Feldes der SupervisandInnen bezogen. Auch wenn ein Supervisor daher natürlich auf den ihm oder ihr zur Verfügung stehende Methodenmix angewiesen ist, so sollten im Format Supervision nicht die Vorgaben des Verfahrens sondern die Erfordernisse des Feldes im Vordergrund stehen.

Aus diesen Erfordernissen ist die Supervision ja auch ursprünglich einmal entstanden und die Supervision ist ein durchaus eigenständiges Geschenk der Sozialen Arbeit an die psychosozialen Professionen insgesamt. Supervision hat inzwischen längst den angestammten Bereich der Sozialen Arbeit verlassen und befindet sich in einem eigenen Verselbstständigungs- und Professionalisierungsprozess, der vor allem durch die Annäherung an andere Felder z.B. aus dem Profit Bereich vorwärtsgetrieben wird. Neben den konzeptionellen Zuwächsen und der Erschließung neuer Felder bringt dies für die Supervision durchaus auch Probleme mit sich. Die Mechanismen der neuen Felder, vor allem die Erfordernisse, die Sprache und die Ideologie des Marktes, beginnen auf das Format Supervision zurückzuwirken. Ähnlich Prozesse lassen sich auch in der Sozialen Arbeit beobachten. Zum traditionellen Auftrag der Sozialarbeit zwischen Hilfe und Kontrolle treten die Aufgaben eines effizienten Managements und die Orientierung am Dienstleistungsgedanken hinzu.

Die Paradoxien der Sozialen Arbeit werden durch diese Entwicklung eher noch weiter gesteigert. Fritz Schütze hat sicherlich nicht zufällig seine Ideen zur Professionalisierung der Sozialen Arbeit in der Auseinandersetzung mit Supervision entwickelt. Er zeigt auf, dass den helfenden und beratenden Berufen das Strukturparadox zugrunde liegt, dass der Berater/Therapeut, bzw. der Sozialarbeiter/Sozialpädagoge als ein Experte mit besonderem Wissen antritt, um die Beschädigung oder Einschränkung der Autonomie des Klienten zu beseitigen oder mindestens zu mildern. Gerade dadurch aber gerät er in die Gefahr, durch sein Expertentum diese Autonomie durch Fremdbestimmung zu gefährden, bzw. manipulativ in Abhängigkeit zu verwandeln; oder er gerät in die Gefahr durch technokratische Lösungen die je individuelle Lebenspraxis vorgegebenen Lösungen zu unterwerfen und damit fundamental in ihrer Individualität zu gefährden. Dieses Strukturparadox zeigt sich in der Gleichzeitigkeit von Beeinflussung des Klienten und der Achtung seiner Unabhängigkeit. Es zeigt sich gleichermaßen im Gegensatz von Rollenförmigkeit der Berater-Klient- Beziehung und der Forderung nach ihrer „Authentizität“; in der Anwendung verallgemeinernden Wissens einerseits und der Anerkennung der Einzigartigkeit des speziellen Falles andererseits.

Im Kontext von Gruppenarbeit wird dies ganz konkret erfahrbar, an der eigenen Person in der Selbsterfahrung, an Beispielen aus dem beruflichen Feld in der Supervision. Ich halte Gruppe sowohl in der Ausbildung als auch später in der Weiterbildung für einen geeigneten und unverzichtbaren Ort, um diesen Strukturparadoxa gegenüber eine persönliche Haltung zu entwickeln. Und im Hinblick auf den konkreten Arbeitsvollzug ist Supervision das Format der Wahl, um diesen Wandel der Sozialen Arbeit in seinen realen Auswirkungen zu begleiten. Supervision war und ist in der Sozialen Arbeit ein Medium der Professionalisierung und ist als ein solches entstanden. Sie versucht, die Gesamtheit der Einflussfaktoren ins Auge zu fassen, die jeweilige Person, ihre berufliche Rolle und Aufgabe, ihre Arbeit mit dem jeweiligen Klientensystem und den organisationsspezifischen Kontext. Ich will hier nicht auf die Unterschiede zwischen Einzel- und Gruppensupervision, Fall- und Teamsupervision eingehen. Vielmehr möchte ich darauf hinaus zu zeigen, dass Supervision als Format – im Kontext von Gruppe und mit Hilfe von spezifischen Gruppenverfahren – eine der besten Möglichkeiten darstellt, die professionellen Paradoxien der Sozialen Arbeit zu bearbeiten, anstatt sie durch sozialkaritative und sozialfürsorgerische Helferideologien oder neue Managementideologien zum Verschwinden zu bringen.

5. Zur Diagnose- und Handlungskompetenz von und durch Gruppenverfahren

Die Entwicklung einer Haltung gegenüber diesen Paradoxien sehe ich als Kernkompetenz an in jeder Ausbildung für die Arbeit mit Gruppen, auch dies durchaus verfahrensübergreifend. Zugleich sind Gruppenverfahren immer pragmatisch-methodisch-handwerklich ausgerichtet, und diesem Aspekt möchte ich mich nun als letztem zuwenden. Der Pragmatik professionellen Handelns in Gruppen, nach einem bestimmten Verfahren, kommt nun durchaus ein eigenständiger Stellenwert zu. Ich muss in der Arbeit mit und in Gruppen irgendeine handwerkliche Vorstellung entwickeln, was ich als Leiter oder Leiterin einer Gruppe denn nun mache oder lasse. Ohne diese Handlungsebene könnte man gar nicht von *Gruppenverfahren* reden. Zugleich bauen eine solche Handlungslehre und das dazugehörige Handwerkszeug auf meiner Person und meiner Haltung auf. Ich selber bin eines meiner zentralen In-

strumente des Handelns. Je nach Verfahren mag ich dabei mehr im Vordergrund stehen, aktiver sein, oder mehr im Hintergrund dafür sorgen, dass der Rahmen für die Arbeit in der Gruppe gehalten wird. Das Verfahren wird zwar nicht nur, aber immer auch durch mich als Person transportiert.

Das geschilderte persönliche Lernen, die Schulung meiner Wahrnehmung und meiner Verstehensmöglichkeiten, d.h. das Kennenlernen meiner Selbst, bilden die Grundlage für die Entwicklung einer Diagnose- und Handlungs- bzw. Interventionskompetenz. Diagnose stellt die Frage: Was ist los? Und Intervention stellt die Frage: Was kann ich machen? In der konkreten Arbeit mit Gruppen gibt es in der Regel für beide Fragen mehrere Antworten. Zum einen liegt dies an der Komplexität jeder Gruppensituation, die nie als ganze zu überblicken ist; zum anderen liegt dies an der grundsätzlichen Offenheit jeden Handelns. Wird dies übersehen, so werden Diagnosen zu Etikettierungen und die daraus entstehenden Interventionen engen ein, anstatt Möglichkeitsräume zu eröffnen. In der Realität der Arbeit mit und in Gruppen ist es zudem eher die Regel als die Ausnahme, dass wir handeln und handeln müssen, ohne genau zu wissen, was los ist. Handlungskompetenz im Rahmen von Gruppenverfahren bedeutet, trotz dieser Ungewissheiten handlungsfähig zu sein bzw. zu bleiben und bereit zu sein, mit den Konsequenzen des eigenen Handelns umzugehen.

Unterschiedliche Verfahren gehen mit dieser Situation durchaus unterschiedlich um und setzen unterschiedliche Schwerpunkte, um die Komplexität des Geschehens bewältigen zu können. Sie eröffnen dadurch spezifische Lernräume, schließen gleichzeitig andere eher aus. Es geht also einerseits darum, die Pluralität der verschiedenen Verfahren anzuerkennen. Andererseits sind Präferenzen für ein bestimmtes Verfahren und seine methodische Vorgehensweise in der Regel gekoppelt mit bestimmten Präferenzen der Personen, ihren Vorlieben und Abneigungen, manchmal auch ihren blinden Flecken und Vermeidungsmustern. So fließen in solche Präferenzen häufig familiäre Rollenmuster mit ein. Auf der Suche nach einem Gruppenverfahren, das mir liegt und Spaß macht, ist es hilfreich, sich über diese Muster klar zu werden. Erst dies schafft die Voraussetzungen dafür, eventuelle Einschränkungen zu bearbeiten und wenn schon nicht zum Verschwinden zu bringen, so doch in Ressourcen zu verwandeln. Um sich hierüber Klarheit zu verschaffen halte ich die Gruppendynamik bzw. gruppenspezifische Selbsterfahrung, sowie z.B. Psychodrama und soziometrische Methoden für besonders geeignet.

Diese Verfahren können bzw. sollten zugleich mit Elementen aus anderen Verfahren angereichert werden, da in den Feldern der Sozialen Arbeit z.B. klassische gruppenspezifische Arbeitsformen nur bedingt bzw. eingeschränkt einsetzbar sind. Hier bedarf es Zugänge über Gruppenverfahren, die einen strukturierten Rahmen für Erfahrungen bereitstellen und sich nicht allein auf das Medium der Sprache verlassen, bzw. andere Medien in den Mittelpunkt stellen: das Spiel, Körpererfahrungen und Sport, kreatives Gestalten z.B. mit den Mitteln der Musik oder der Malerei. Hier öffnet sich der Raum für eine Vielzahl von Verfahren, die Spielpädagogik, die Musik- und Kunsttherapie, körperorientierte und erlebnisaktivierende Verfahren.

In der Sozialen Arbeit mit benachteiligten Jugendlichen ist es aus meiner Sicht z.B. eine wesentliche Aufgabe, diesen Jugendlichen Erlebnis- und Erfahrungsräume zur Verfügung zu stellen, die ihnen in ihren familiären und weiteren sozialem Milieu verschlossen sind. Es gibt wohl kaum eine Lebensphase wie diese, in dem einer Gruppe, in diesem Fall der Gruppe der Peers, für den Einzelnen eine solche Bedeutung zukommt. Im Übergang von der Familie in einen eigenen sozialen Raum übernimmt diese Gruppe der Peers viele der vormals in der Familie organisierten identitätsstiftenden Funktionen: Das Wechselspiel zwischen Autonomie und Abhängigkeit, der Umgang mit dem eigenen Körper in seiner Geschlechtlichkeit, die Positionierung gegenüber anderen, die Schaffung eines stabilen Selbstwertgefühls, Umgang mit Normen und Werten, das Verhältnis gegenüber dem Leben insgesamt. In der Sozialen Arbeit ist es eine zentrale Aufgabe, hierfür Räume der Nachsozialisation zu schaffen.

Dies kann allerdings auch bedeuten, gegenüber diesen Jugendlichen die Funktion der Normenkontrolle zu übernehmen. Man sollte nicht die Augen verschließen gegenüber dem Phänomen, dass ein großer Teil der Probleme mit und zwischen Jugendlichen Probleme in, durch und zwischen Gruppen sind. Beispielhaft seien hier die Problembereiche Gewalt und Rechtsradikalismus genannt. So wurden z.B. bei den Vorfällen um die Fußballweltmeisterschaft in Frankreich, bei dem ein Polizist schwer verletzt wurde, vom Richter die gruppenspezifischen Prozesse im Urteil als Ursachen für die Eskalation der Gewalt aufgeführt. In der Arbeit mit solchen Jugendlichen können genau die gruppspezifischen Phänome-

ne genutzt werden, die zu solcher Gewalt führen. So ist z.B. in der Jugendarbeit ein Modell entwickelt worden (Weidner), in dem ein Jugendlicher von der Peergruppe in einer Stufenfolge mit den Konsequenzen seines Verhaltens konfrontiert wird bis hin zum körperlichen Einsatz.

Es wäre zwar eine Illusion anzunehmen, dass man den diesbezüglichen Gruppen in der Sozialen Arbeit mit einem Gruppenverfahren beikommen kann. Dafür ist der Einsatz solcher Verfahren selber wieder zu voraussetzungsvoll. Aber ein fundiertes Wissen über Gruppen und ihre Dynamik kann zumindest helfen, die Entstehung von Gewalt zu verstehen. Und dies ist eine Vorbedingung dafür, um Konzepte und Strategien im Umgang mit solchen Jugendlichen überhaupt entwickeln zu können.

6. Schlussbemerkungen

In diesem Dreiklang, Brückenfunktion zwischen Praxis und Leitwissenschaften, Entwicklung einer persönlichen und professionell-beruflichen Identität, Entwicklung von Handlungskompetenz, sehe ich die wesentlichen Funktionen von Gruppenverfahren für und in der Sozialen Arbeit. Gruppe und Gruppenverfahren sollten dabei nicht überfordert werden, dies hat schon einmal zu ihrem Verschwinden aus der Diskussion geführt. Sie sollten aber auch nicht unterfordert werden. Gruppe als Verfahren ist einsetzbar in allen Formaten und Feldern der Sozialen Arbeit und Gruppe als Konzept bzw. als theoretisches Konstrukt und das, was an diesem Ort stattfindet, ist anschlussfähig an eine Vielzahl von relevanten Diskursen. Einiges davon habe ich versucht aufzuzeigen.

Literatur

- Buer, Ferdinand (1999), Lehrbuch der Supervision, Münster: Votum Verlag.
- Heigl-Evers, Annelise; Ott, Jürgen (2002): Die psychoanalytisch-interaktionelle Methode. Theorie und Praxis. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- König, Oliver; Schattenhofer, Karl (2008), Einführung in die Gruppendynamik, Heidelberg: Carl-Auer Verlag.
- Schütze, Fritz (1992): Sozialarbeit als „bescheidene“ Profession. In: Dewe, Bernd; Ferchhoff, Wilfried; Radtke, Frank-Olaf (Hrsg.), Erziehen als Profession. Zur Logik professionellen Handelns in pädagogischen Feldern. Opladen: Leske & Budrich, S. 132-170.
- Weidner, Jens (1997): Das schwierige Geschäft: Grenzen ziehen. Sozialmagazin 22 (1): S. 33-37.